



Ins Bockshorn gejagt

TIERISCHE SPRICHWÖRTER UND
BLUMIGE REDEWENDUNGEN

Der Hahn im
Korb

Du dummes
Huhn

Schwein
gehabt

Die Schät-
chen ins
Trockene
bringen

Bruno P. Kremer
Klaus Richarz

Da liegt der
Hund begraben

THEISS

Bruno P. Kremer und Klaus Richarz

Ins Bockshorn gejagt

Tierische Sprichwörter
und blumige Redewendungen

THEISS

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Der Konrad Theiss Verlag ist ein Imprint der WBG
© 2015 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die
Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.
Satz: Janß GmbH, Pfungstadt
Einbandabbildung: Pieter Bruegel der Ältere:
Die niederländischen Sprichwörter © Wikimedia. commons
Einbandgestaltung: Stefan Schmid Design, Stuttgart
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-3016-1

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-8062-3052-9

eBook (epub): 978-3-8062-3053-6

Inhalt

- Richtig gut drauf –
mit den passenden Vergleichen 7
- Von Kraut und Rüben –
Kräuter und Stauden in Redensarten 9
- Bäume wachsen nicht in den Himmel –
Sprichwörtliches von Gehölzen 41
- Fleißig wie die Bienen –
die Wirbellosen im Sprichwort 63
- Fische, Lurche und Reptilien –
mit niederen Wirbeltieren verbal gut drauf 77
- Käuze und andere schräge Vögel –
die Gefiederten sprichwörtlich 87
- Wie die Felle davonschwimmen –
unsere Säugetiere in Redensarten 109
- Und was die Natur sonst noch hergibt –
weder Pflanzen noch Tiere 151
- Register 157
- Abbildungsnachweis 160

Richtig gut drauf – mit den passenden Vergleichen

Das haben Sie mit Sicherheit schon einmal erlebt: Da flattert Ihnen ein amtliches Papier ins Haus, Sie fühlen sich wie vor den Kopf gestoßen und sind der Meinung, das schlage dem Fass den Boden aus. Sofort schnüren Sie das Bündel, begeben sich flugs eiligen Schenkels zur Behörde, nehmen den Sachbearbeiter aufs Korn und rücken ihn zurecht, dass die Heide wackelt. Nachdem ihm endlich der Groschen gefallen ist, fühlt er sich auf den Schwanz getreten, ist sofort aus dem Häuschen, winkt mit dem Zaunpfahl und steckt Ihnen ein Licht auf. Das bringt Sie erst recht in Harnisch. Sie wittern Morgenluft, legen sich ins Zeug und reden den Griffelspitzer – wie der Schnabel gewachsen ist – in Grund und Boden ...

Mehr als ein Dutzend Redensarten mit bildhaftem Vergleich aus völlig anderen Situationen sind in diesen wenigen Zeilen enthalten – ein klarer Beweis dafür, dass sie aus der gut gewürzten Alltagssprache nicht wegzudenken sind, auch wenn man sie normalerweise etwas zurückhaltender dosiert als in der Beispielgeschichte. Ohne Bilder, die sie mit einfachen Worten in den Köpfen erzeugt, kommt Sprache einfach nicht aus – weder in der Trivialliteratur noch in ernst gemeinten Sachtexten. Der Unterschied zwischen der nüchtern distanzierten Beschreibung eines Sachverhaltes und einem bildhaften sowie treffenden Vergleich ist, wie Mark Twain es einmal formulierte, ähnlich wie der zwischen einem Glühwürmchen und einem Blitzschlag. Bilder bzw. bildhafte Vergleiche verstärken die gesprochene oder geschriebene Botschaft, beleuchten Zusammenhänge aus einem anderen Blickwinkel, veranschaulichen buchstäblich und erleichtern den Zugang zum besseren Erfassen der Mitteilung, auch wenn sie die Gedanken zunächst einmal auf einen Nebenschauplatz lenken. Im Fachjargon der Sprachwissenschaft nennt man solche bildhaften Verständnisbrücken Metaphern oder spricht fallweise auch von Metaphorik oder Idiomatik. Fachleute unterscheiden dabei genauer zwischen formelhaften Vergleichen, Routineformeln, Redensarten, Sprichwörtern und Zitaten. Auf solche stilistischen Sektionsübungen werden wir hier verzichten. Der Umgang mit den Vergleichsbildern lockt allerdings gelegentlich auf spiegelglattes Eis und lässt erbarmungslos straucheln, wenn die

Aussage allzu sehr in Schiefelage gerät und deswegen grotesk wirkt („Der Schokoladenhase ist das Zugpferd der Osterartikel“). Eine gekonnte, wenngleich fallweise vielleicht etwas riskante Metaphorik liefert dagegen die nötigen Pfefferkörner zu einer gut gewürzten Speise („Sie lächelte wie ein verkatertes Girl aus der Margarinewerbung“).

Oft genug geht es bei den Redewendungen auch richtig tierisch zu. Sprachpuristen betonen übrigens, es müsse „tierlich“ heißen, weil man ja auch „pflanzlich“ bzw. „pilzlich“ sagt. Ebenso wie man selbst in betont vornehmen Kreisen bei der Kennzeichnung von Art- und Zeitgenossen gelegentliche heftige Anleihen bei Fauna („Du dumme Kuh“) und Flora („Du taube Nuss“) wahrnimmt, verwendet die um nachdrückliche Kraftwirkung bemühte gesprochene oder geschriebene Sprache nicht nur im Alltagsgebrauch bereitwillig und sehr gerne plastisch-bildhafte Vergleiche aus dem Pflanzen- oder Tierreich. Obwohl sie, genauer betrachtet, nicht selten ziemlich komisch, häufig genug auch recht derb, aber fast immer erfrischend saftig sind, wurden sie zu häufig zitierten Redewendungen bzw. sprichwörtlichen Redensarten. Damit dienen sie sozusagen als beliebte und gern genutzte, aber zugegebenermaßen nicht immer wörtlich zu verstehende Fertigbauteile für Sätze und Texte, weil sie eben durch ihre besondere Anschaulichkeit überzeugen. In fast allen Kommunikationssituationen – von der umgangssprachlichen Stammtischunterhaltung über die Trivilliteratur bis zur Festrede in den wohlgesetzten Worten der gehobenen Standardsprache – bieten sie als Stilmittel eine enorme Bereicherung unserer Ausdrucksfähigkeit. Auch wenn man ihren Gehalt und Mitteilungswert sofort versteht und eventuell sogar aus der eigenen Naturerfahrung ableiten kann („Stolz wie ein Pfau“, „Zittern wie Espenlaub“), ist ihre spezielle Botschaft oder die Sinnübertragung in anderen Fällen zwar sofort verständlich, aber aus den Einzelbegriffen nicht direkt zu erklären („Auf den Hund kommen“, „Das geht auf keine Kuhhaut“). Oft nämlich stecken in solchen Redewendungen bzw. Redensarten Hinweise oder Vergleiche aus längst verschütteten Horizonten unserer Kulturgeschichte, die man erst mühsam freilegen muss, um ihre ursprüngliche Bedeutung vor Augen zu haben. Die mittelalterliche Rechtspflege oder das Militär sind dabei ebenso vertreten wie die Handwerker- bzw. Berufsfachsprachen zurückliegender Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte.

Rund 250 naturkundlich basierten Redewendungen gehen wir hier auf den Grund, die überwiegend an heimische Pflanzen, Tiere und Pilze anknüpfen und damit eine biologisch breite Palette von Möglichkeiten anbieten, wenn es darum geht, die Sprache bildreich zu beleben und zu vertiefen. Diese Kuh holen wir jetzt einmal vom Eis!

Von Kraut und Rüben – Kräuter und Stauden in Redensarten

Was mag es bloß bedeuten, wenn jemand das Gras wachsen hört und alles ins Kraut schießen lässt? Hat der sich zuvor in die Nesseln gesetzt oder sticht den gar der Hafer? Und das alles in einer Angelegenheit, die nicht einmal die Bohne wert ist. Das macht jetzt den Kohl auch nicht fett, weil er doch bloß wieder Binsenweisheiten von sich gibt, ohne durch die Blume zu sprechen.

Vom sprichwörtlich grünen Klee bis zu den Tomaten auf den Augen schlängelt sich ein themenreicher Weg durch etliche Jahrhunderte europäischer Kulturgeschichte. Alles Banane? Und jetzt wollen wir keine Erbsen mehr zählen, sondern trennen die Spreu vom Weizen. Und dann haben wir den Salat.

Ausgerechnet **Bananen**

Das fehlt uns gerade noch!

„Yes, we have bananas“, lautete ein amerikanischer Schlager nach dem Ersten Weltkrieg, aus dem (auch) in der deutschen Fassung „Ausgerechnet Bananen, Bananen verlangt sie von mir!“ ein echter Hit wurde. Heute wird der Spruch vor allem dann eingesetzt, wenn „auch das noch!“ von jemandem abverlangt wird. Wenn die Situationen nicht ganz so sind, wie sie sein sollen, ist eben „alles Banane“.

Aktueller als diese beiden Ausrufe ist allerdings der Begriff „Bananenrepublik“. Ursprünglich etwas verächtlich auf kleinere mittelamerikanische Länder gemünzt, die ganz oder zu großen Teilen vom Bananenexport lebten. Gemeint waren vor allem Honduras, Nicaragua und Panama, deren politische Geschicke über lange Zeit von den US-amerikanischen Südfruchtexporteuren United Fruit Company (Chiquita) und Standard Fruit Company (Dole) beeinflusst waren. Deren wirtschaftliche Macht war größer als die der betreffenden Regierungen. Den Begriff selbst prägte wohl der amerikanische Autor William Sydney Porter. In seiner 1904 veröffentlichten Novelle *Cabbages and Kings* findet sich der wohl auf Honduras anspielende Satz: „At that time we had a treaty with about

every foreign country except Belgium and that banana republic, Anchuria.“

Im satirisch-polemisch-kabarettistischen Kontext vernimmt man den Begriff „Bananenrepublik“ gelegentlich auch als verbale Waffe gegen Länder, deren politische Kultur man mit Korruption in Zusammenhang bringt. Für Deutschland wurde das längst eingeführte Akronym BRD zeitweilig gar zum Backronym **Bananen**Republik **D**eutschland umgedeutet. In Deutschland war der Begriff Bananenrepublik 1984 für das Wort des Jahres nominiert. Unklar ist, warum ein bemerkenswert erfolgreich operierendes amerikanisches Modehandelsunternehmen ausgerechnet die *Banana Republic* zum Firmennamen kürte.

In weniger als 100 Jahren wurde die Banane zu einem in vielen Zusammenhängen gerne wahrgenommenen Objekt und entwickelte so wie kaum eine andere Tropenfrucht ihre eigene Kulturgeschichte. So erfreuten sich die Kinobesucher der Stummfilmzeit geradezu königlich an den Slapstickeinlagen mit misslich-peinlichen Ausrutschern auf der achtlos weggeworfenen Bananenschale. In den 1920er Jahren tanzte der amerikanische Revuestar Josephine Baker nur spärlichst bekleidet mit einem Bananenröckchen und verlieh ihr damit ein heftig exotisch-erotisches Image. In den

1960er Jahren wählte Andy Warhol die schlanke Frucht als Pop-Art-Objekt und fand damit viele Nachahmer, so beispielsweise in Köln. Schließlich war die überreichte Banane ein fester Bestandteil des Begrüßungsrituals der ab Spätherbst 1989 in den Westen drängenden DDR-Bürger.



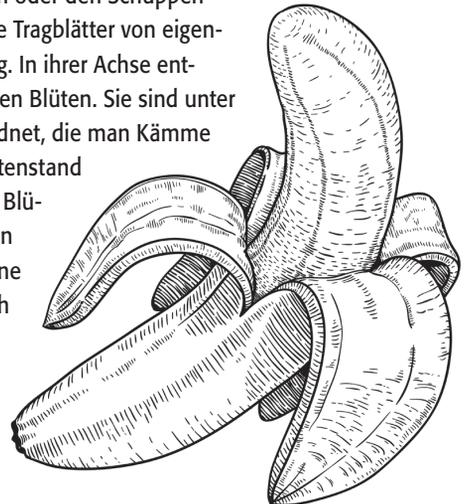
Warum ist die **Banane** krumm?

Eine scheinbar nicht zu beantwortende Frage

So verschieden die Früchte der Saison, von den Frühkirschen bis zu den spät gelesenen Weinbeeren, auch sein mögen – eines ist ihnen allen gemeinsam: Sie gehören überwiegend zu den zweikeimblättrigen Pflanzen. Dagegen sind die Einkeimblättrigen unter den wirtschaftlich relevanten Obst liefernden Arten stark unterrepräsentiert. Die Bromeliengewächse mit der köstlichen Ananas gehören zu dieser Pflanzenklasse, auch die klebrig-zuckrigen Datteln aus der Familie der Palmen, die uns aus den arabischen Ländern erreichen, und eben auch die Banane aus der artenreichen Familie der Bananengewächse. Nach ihrem Weltmarktanteil belegt sie vor den meisten anderen Tropenfrüchten immerhin den vordersten Rang. Vieles an dieser Pflanze ist ungewöhnlich – schon allein die Tatsache, dass die längliche, gekrümmte Frucht nach botanischen Kriterien eine fünfkantige Beere ist.

Warum die Banane krumm ist, beschäftigt die Gemüter schon seit Jahrzehnten und steht geradezu gleichnishaft für törichte, weil vermeintlich nicht wirklich erklärbare Fragen. Dabei ist die Sache ganz einfach. Die Fruchtform erklärt sich zwangsläufig aus ihrer Entwicklung. Vor allem afrikanische sowie mittel- und südamerikanische Länder liefern heute den größten Anteil an Bananen für den Weltmarkt. Manche handelten sich dafür die unbegründet verächtliche Bezeichnung „Bananenrepublik“ ein.

Höchst ungewöhnlich ist der mächtige Blütenstand der Bananenpflanzen, der nach Größe und Gewicht zweifellos zu den Rekordleistungen des Pflanzenreiches zählt. Bei den Wildformen und auch bei den Kulturbananen hängt er im Bogen aus dem Trichter der großen Blätter heraus. Etwas vereinfacht könnte man ihn als eine ins Riesenhafte gesteigerte Ähre mit abwärts gekrümmter Achse auffassen. Daran stehen – vergleichbar den Ährenspelzen bei den Gräsern oder den Schuppen eines Zapfens – in dichter, schraubiger Folge handflächengroße Tragblätter von eigenartig schwarzroter, dunkelpurpurner oder grünvioletter Färbung. In ihrer Achse entwickeln sich – von außen zunächst nicht sichtbar – die einzelnen Blüten. Sie sind unter den dunklen Tragblättern gruppenweise in Querreihen angeordnet, die man Kämmen oder Hände nennt. Unter den untersten (beim hängenden Blütenstand also zuoberst angebrachten) Tragblättern sitzen rein weibliche Blüten; nur daraus entwickeln sich Früchte. Weil die geschlossenen Tragblätter die seitlich ansitzenden Blüten umbiegen und in eine achsenparallele Position zwingen, beantwortet sich auch gleich die klassische Frage, warum die Banane eigentlich krumm ist. Allerdings sind sie abwärts bzw. zur Spitze des Blütenstandes gekrümmt. Erst mit beginnender Reife biegen sie nach oben um, weil alle oberirdischen Pflanzenteile normalerweise eben nach oben wachsen.



Die einzelnen Blütengruppen blühen in ungefähr eintägigem Abstand nacheinander auf. Dazu hebt sich mit beginnender Dunkelheit dasjenige Tragblatt, welches gerade an der Reihe ist, aus dem dachziegelartig dichten Verband der Nachfolger seitlich hoch und spreizt sich innerhalb der nächsten Stunde fast waagrecht ab.

Jetzt müssen die Pflanzen mit besonderen Duftsignalen die spezifischen Besucher und Bestäuber auf ihre Blüten aufmerksam machen. Der späte Öffnungstermin lässt vermuten, dass sie an nachtaktiver Kundschaft adressiert sind. Tatsächlich sind Flughunde und Fledermäuse (bei sehr wenigen, jedoch tagblütigen Arten auch Vögel) die heftig umworbenen Blütengäste. Bei den Kulturbananen ist der normale biologische Ablauf entkoppelt – die Blüten bieten ihren Besuchern zwar nach wie vor Pollen und Nektar an, aber die Fruchtentwicklung erfolgt ausnahmsweise ohne vorherige Bestäubung und Befruchtung. Die Folgen sind an jeder Banane vom Wochenmarkt zu sehen: Sie enthalten keine Samen, sondern in der Mitte des Fruchtfleisches nur die schwärzlichen, auf Sandkorngröße verkümmerten Reste unentwickelter Samenanlagen. Eine einzige Bananenstaude kann bis zu 20 Jahre lang Früchte hervorbringen. Außerdem hat sie keine ausgeprägte Saison – Bananen gibt es aus jedem Anbauggebiet rund ums Jahr. Die Hauptproduzenten Brasilien und Indien nehmen am Welthandel allerdings kaum teil. Unsere marktüblichen Bananen stammen meist aus Costa Rica.

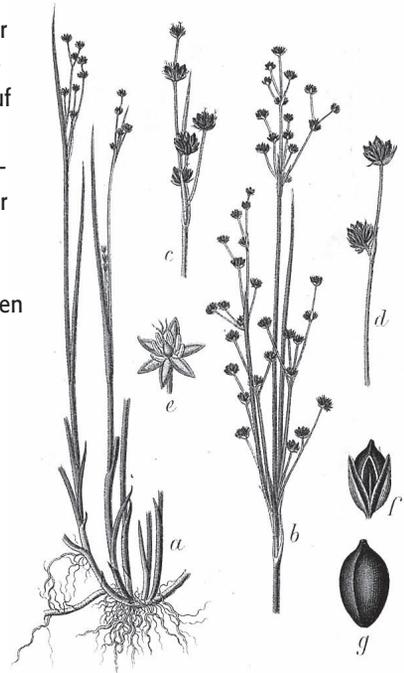
Aus der heutigen Wirtschaftsgeografie ist nicht auf die eigentlichen Stammländer der Banane zu schließen. Sie ist keine afrikanische Pflanze und stammt auch nicht – wie Alexander von Humboldt meinte – aus dem tropischen Amerika, sondern aus Südostasien, vor allem aus dem malaiischen Raum. Dafür gibt es unter anderem auch ein völkerkundliches Argument: Von allen frühen Hochkulturen der Alten Welt sind Bananendarstellungen bekannt, nicht jedoch von den Bildwerken der Indianer. Von den Arabern erhielt sie ihren Namen: *banan* heißt im Arabischen Finger. Über das portugiesische *banana* kam diese Bezeichnung fast unverändert zu uns. Erst 1892 wurde übrigens die erste Bananenladung in Hamburg angeliefert. Den wissenschaftlichen Gattungsnamen *Musa* wählte der schwedische Botaniker Carl von Linné (1707–1778) in seinem 1735 erschienenen Standardwerk ohne direkt erkennbaren Bezug nach Antonius Musa, dem Leibarzt des römischen Kaisers Augustus.

In die **Binsen** gehen

Knapp daneben ist auch vorbei

Binsen sind Pflanzen mit unscheinbaren braungrünen Blüten(ständen) und extrem schlanken Halmen, die zwar so aussehen wie Gräser, aber tatsächlich keine sind, sondern in der systematischen Botanik als Vertreter einer eigenen Pflanzenfamilie geführt werden. Wo sie in größerer Menge wachsen, muss man auf jeden Fall mit nassen Füßen rechnen.

Wie im richtigen Leben geht auch bei der Jagd der eine oder andere Schuss bedauerlicher- oder glücklicherweise voll daneben – je nach Perspektive. Ein Jäger auf Entenjagd – im Nachruf der unglücklichen Opfer auf der Speisekarte spricht man von Flugenten – trifft mit seiner giftig-umweltrelevanten Bleischrotladung nicht immer gut und schon gar nicht zielgenau. Eine nur angeschossene, aber ansonsten noch einigermaßen agile Ente rettet sich möglichst umgehend in die dichten Binsen ihres Wohngewässers, und dort ist sie weder für einen wasserscheuen Jäger noch für den angesetzten Jagdhund besonders gut erreichbar. Wenn jemandem etwas in die Binsen gegangen ist, kann man die Sache selbst also getrost aufgeben.



Eine **Binsen**weisheit von sich geben

Verpackte Luft

oder eine Binsenwahrheit verkünden heißt, eine banale Selbstverständlichkeit zu äußern bzw. nach bester Politikermanier einen einfachen Sachverhalt so verbrämt darzustellen, dass er keinerlei Erkenntniszugewinn bringt. Schon die römischen Komödiendichter Plautus und Terenz amüsierten sich darüber, wenn jemand „an einer Binse den Knoten“ suchte (den sie als Vertreter der eigenständigen Pflanzenfamilie Binsengewächse im Unterschied zu den richtigen Grashalmen der Familie Süßgräser natürlich nicht hat) und damit Besonderheiten ergründen wollte, die so gar nicht bestehen.

Eine andere Deutung stammt aus Heidelberger Studentenkreisen: Als immer mehr Studiker im 19. Jahrhundert dazu übergingen, standesgemäß eine lange Tonpfeife zu rauchen, entwickelte sich bald ein neuer Erwerbszweig, nämlich der Handel mit getrockneten Binsenstängeln, die man – sie waren nämlich knotenfrei – recht praktisch zum effektiven Reinigen der verküselten langen Pfeifenhäse verwenden konnte. Diesen Spezialhandel betrieb ein etwas einfältiger und wegen seines überschaubaren Warenangebots Binsenbub genannter Mensch. Wenn dieser eine Sache begriff, konnte es eben nur eine Binsenweisheit sein.

Durch die **Blume** sprechen

Diplomatie auf Umwegen

Männertreu, Maßliebchen, Rose, Vergissmeinnicht – so manche buntblumige Blüte hat einen besonderen Symbolwert und steht deswegen spätestens seit der Romantik als weithin verstandener Botschafter für Gefühle, die man zunächst noch nicht offen oder gar direkt ausspricht. Wer mit hochrotem Kopf eine ebensolche Rose zum Treffen auf der Parkbank mitbringt, wird auch ohne umständliche verbale Erläuterung verstanden. Im Biedermeier galt es in der feinen Gesellschaft überdies als besonders schick, sich mit Hilfe von speziell komponierten Blumengestecken und einer nach heutigem Empfinden reichlich gestelzten Blumensymbolik diffizile Botschaften zukommen zu lassen. Die Primel mag dazu als Kostprobe dienen: Der Absender verknüpfte damit die beglückende Nachricht, wonach „der Schlüssel zu meinem Himmel in deinem engelreinen Herzen liegt“. Der Werbeslogan „Lasst Blumen sprechen“ knüpft gezielt an diese romantische Tradition an.

„Durch die Blume sprechen“ bedeutet demnach, eine Empfindung oder Mitteilung für den Adressaten nur andeutungsweise und zart verpackt, eben symbolisch, auszudrücken. Wer eine Sache „verblümt“ zu verstehen gibt, verziert seine Botschaft gleichsam mit floralem Dekor und nimmt ihr dabei die ansonsten womöglich schonungslose Direktheit. Auf diese Weise gelingt es, in einer Auseinandersetzung seinem Gegenüber auch eine betont bittere Pille zu versüßen. Das Gegenteil stellt sich vergleichsweise brutal dar: Wenn jemand „unverblümt“ seine Meinung äußert, nimmt er gewiss kein (Blüten-)Blatt vor den Mund, sondern redet Klartext ohne jeden Schnörkel. Das wirkt im Allgemeinen wie ein erfolgreicher Blattschuss. Sagt man etwa jemandem nach, er (sie) sei „wie eine Blume auf dem Mist“, drückt man unmissverständlich aus, dass der oder die Betreffende fehl am Platz ist.

Mit dem Bild von der blumigen Verhüllung der Redeabsicht hängt übrigens auch der zu Recht nicht ganz positiv besetzte Begriff der Floskel zusammen – abgeleitet vom lateinischen *flosculum*, der Verkleinerungsform von *flos* (= Blüte). Wer ständig Floskeln gebraucht, redet blumig um eine Sache herum oder verschleiert eventuell seine wahren Absichten.

Somit ist die Flora für mancherlei Lebenslagen ein hilfreiches begriffliches Vehikel. Aus der Bestäubungsbiologie vieler buntblumiger Arten ist beispielsweise die folgende nette Formulierung abgeleitet: „Er flattert von einer Blüte zur anderen wie ein Schmetterling“. Gemeint ist damit der unstete Liebhaber und Frauenheld. Ähnlich drücken es die Niederländer aus: „Hij is zoo wispelturig als een vlinder, die van de een bloemop de andere vliegt“, und in Frankreich hört man dafür: „voleter comme un papillon de fleur en fleur“.

Auch der Begriff Flora selbst ist eine genauere Inspektion wert. Pflanzen begegnen uns tatsächlich und buchstäblich auf Schritt und Tritt: als unauffällige Winzlinge in den Pflasterfugen, als grüne Spielwiese hinter dem Haus, als Bohnen, Erbsen, Kartoffeln und Möhren im Supermarkt oder als Sträucher und Bäume in Parkanlagen, an Straßenrändern oder irgendwo in der freien Landschaft. Für alle diese

grünen Clubs – von den Blumentöpfen auf der Fensterbank über Nachbars Garten bis zum ausgedehnten Stadtwald – verwendet die Umgangssprache den Sammelausdruck *Flora*. Diese Bezeichnung ist lateinisch-römischen Ursprungs. Die alten Römer verwendeten den Namen *Flora* für ihre Göttin der Blüten und Gärten. Schon im Jahre 238 v. Chr. erbauten sie ihr im antiken Stadtzentrum von Rom nahe beim Circus Maximus einen eigenen Tempel. Selbstverständlich hatte sie ihre eigenen und meist ziemlich heftig begangenen Festtage: Die *Floralia* fanden jedes Jahr bezeichnenderweise von Ende April bis Anfang Mai statt, wenn auch im mediterranen Süden fast alles in Blüte steht. Die blumige Göttin *Flora* soll nach römischer Tradition passenderweise mit der einflussreichen und hochverehrten *Ceres* verwandt sein, der Göttin des Ackerbaus und aller der Ernährung dienenden Pflanzen. Ob die beiden nun Cousinen, Nichten oder gar Schwestern waren, verschweigt uns die römische Sagenwelt leider.

Immerhin steht der Begriff *Flora* seit weit über 2000 Jahren in Verbindung zur blühenden Pflanzenwelt. Begrifflich sind damit in vielen modernen europäischen Sprachen diejenigen Wörter eng verwandt, die Blüten bzw. Blumen bezeichnen, beispielsweise *flores* (spanisch), *fleurs* (französisch), *fiori* (italienisch) oder *flowers* (englisch). Außerdem hat man – schon im Altertum – von der Blumen-göttin *Flora* verschiedene Vornamen abgeleitet. Typische antike „Hippies“ (wie man die nach ihrem Selbstverständnis so bezeichneten Blumenkinder der 1960er Jahre nannte) sind *Florian* und *Florentine*, aber auch *Florentius* und *Florence* – allesamt Vornamen, die man ab und zu auch heute noch oder schon wieder in den Namenslisten findet.

Auch in etliche andere Bereiche unseres heutigen Alltags hat sich die Göttin *Flora* eingeschlichen. Viele romantische Frühlingsgedichte und Kalender-sprüche schwärmen ausdrücklich und ausgiebig vom Blütenflor, was eigentlich ein doppelt gemoppelter Pleonasmus ist wie weißer Schimmel oder schwarzer Rabe.

Abgesehen von der Wortverwendung im Alltag findet sich der Begriff *Flora* natürlich auch in der Wissenschaftssprache, und das ist für unsere Zwecke besonders aufschlussreich: Er bezeichnet hier einerseits die Gesamtheit aller Pflanzenarten, die in einem bestimmten Gebiet vorkommen. Die *Flora* von Deutschland, Österreich oder der Schweiz muss man sich also als eine Art Auflistung aller rund 3000 Pflanzenarten vorstellen, die in dem genannten Gebiet vorkommen. Oder etwas griffiger ausgedrückt:



Die Flora in dieser Begriffsbedeutung ist der Artenbestand einer bestimmten Region. Der geographische Zuschnitt ist dabei unerheblich. Man kann gleichermaßen von einer Flora der Ostseeinseln, Berlins, des Ruhrgebiets, des Oberrheingrabens oder der Südalpen sprechen.

Unter einer Flora versteht man andererseits in der Fachszene aber auch spezielle Bücher, die alle Pflanzenarten eines bestimmten Gebietes aufzählen und/oder genau beschreiben sowie meistens auch besondere Bestimmungsschlüssel anbieten, mit denen man den korrekten Namen einer konkreten Pflanzenart feststellen kann. Zum ersten Mal tritt der Begriff Flora in diesem Zusammenhang in der berühmten, bereits 1648 (also unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Krieg) erschienenen „Flora Danica“ von I. Pauli auf. Heute gibt es eine Vielzahl solcher Gebietsflore.

Blümchenkaffee anbieten

Ein klarer Fall von Unterdosierung

Schwarz, heiß, süß – somit umfassend anregend (wie es eine südländisch inspirierte und durchaus erotisch gemeinte Notierung festhält) und dennoch rein pflanzlich ist Kaffee ein Getränk, das man aus den Folgeprodukten einer Blüte zubereitet, nämlich den gerösteten Samen (= Bohnen) aus den Steinfrüchten („Kaffeekirschen“) des Kaffeestrauches, nicht jedoch aus kleinen Blüten. Die Redensart vom Blümchenkaffee stammt aus Sachsen (daher eigentlich „Bliimschengaffä“) und hat folgende Ausgangslage: Manche der von der berühmten Porzellanmanufaktur Meißen hergestellten Kaffeetassen trugen auch auf der Innenseite ein hübsches florales Dekor.

Wenn der darin ausgeschenkte Kaffee so dünn und durchsichtig war, dass man den Blütenschmuck erahnen oder gar genau erkennen konnte, war die Diagnose zweifelsfrei klar.

Ähnlich ist auch der Begriff „Bodenseh-Kaffee“ zu verstehen, der eine freie Bodensicht bis zum Grund des Kaffeebechers erlaubt. Dessen Wirkung und Geschmack ist ähnlich zu bewerten wie der – beispielsweise im Rheinland – ausdrücklich so genannte und als Kaffee-Ersatz angebotene Malz- oder Zichorienkaffee, dem lokal und regional bis heute so bekannten „Muckefuck“. Dieser Ausdruck entstand im frühen 19. Jahrhundert aus *mocca faux* (= falscher Mokka)

und ist ein Beispiel für die vielen französischen Lehnwörter, die in der neueren Umgangssprache arg entstellt wurden, aber nach wie vor so in Gebrauch sind.



Nicht die **Bohne**

Kaum der Rede wert

„Keine Bohne wert“ sagt man, wenn eine Sache als sehr geringfügig oder gar völlig wertlos erachtet wird. Warum gerade die Bohnen offenbar als so sprichwörtlich nichtig gelten, ist nur schwer nachvollziehbar. Immerhin gehören sie als Hülsenfrüchte mit (trocken) mehr als 20 Prozent Proteingehalt zu den wertvollsten Nahrungspflanzen überhaupt und außerdem kann man sie ohne nennenswerte Nährwerteinbußen über längere Zeit lagern. Damit sind sie deutlich praktischer als etwa das üblicherweise hochgeschätzte Frischgemüse.

Möglicherweise verachtet die Redensart von der Bohne den diätetisch so wertvollen Hülsenfruchtsamen aber gar nicht so, wie es das Sprichwort auf den ersten Blick unterstellt: Früher verwendete man Bohnen gelegentlich anstelle von Münzen als Spieleinsatz. Wenn eine Runde oder Spielsituation keine Aussicht auf Gewinn brachte, hielt man sein Spielkapital Bohne vorsichtshalber zurück – für ein aussichtsloses Unterfangen investiert man nicht einmal eine einzige (weil immer noch wertvolle) Bohne. Diese Deutung lässt sich unter anderem aus einer Liedzeile des Minnesängers Walther von der Vogelweide entnehmen.



Dumm wie **Bohnenstroh**

Ein hoffnungsloser Fall

Eine mangelnde Ausstattung mit Geistesgaben ist nach allgemeiner Einschätzung nicht besonders vorteilhaft. Dummheit, sprachlich eng verwandt mit Dumpfheit im Sinne von Wahrnehmungseinschränkung, ist daher zu allen Zeiten Gegenstand von Gelächter, Spott und Verachtung. Die Umgangssprache prägte für diese im Prinzip außerordentlich bedauernswerte Ausgangslage im Gehirn betroffener Zeitgenossen unverhältnismäßig viele bildhafte Ausdrücke bzw. Vergleiche, wobei sowohl die Technik wie auch die Natur die Anschauungsobjekte lieferten („Sprung in der Schüssel“, „ein Rad ab haben“, „Meise unter'm Pony“ etc.).

So wie „leeres Stroh dreschen“ nichts Nennenswertes mehr hergibt, ist „dumm wie Stroh“ eine klare